

„... bleibt eben kaum Freizeit“

Einblicke in die Lebensverhältnisse der Arbeiterinnen und Arbeiter

Aus: Landschaftsverband Rheinland/Rheinisches Industriemuseum (Hg.):

Tuchfabrik Müller. Arbeitsort – Denkmal – Museum. Köln 1997

Dieser Beitrag erzählt von den Menschen, die in der Fabrik arbeiteten: Woher kam die Belegschaft und wie setzte sie sich zusammen, wie sah die Situation der Frauen aus und wie gestaltete sich das Leben der Arbeiterinnen und Arbeiter außerhalb der Fabrik?¹¹⁰

„... in 40 Jahren einmal um die Welt gelaufen“

Große Auswahl an industriellen Arbeitsplätzen gab es in der ländlichen Gegend um Euskirchen nicht. Hatte ein Familienmitglied eine sichere Stelle, die ihm zu-

sagte, folgten häufig weitere Familienmitglieder nach. So waren von der „Kötter-Dynastie“ erst der Großvater, dann der Enkel und die Enkelin und später ihr Vater in der Tuchfabrik Müller beschäftigt. Auch größere Familienclans waren vertreten: zum Beispiel die Familie Klinz aus Kuchenheim.

Der größte Teil der Belegschaft (44 %) wohnte in Kuchenheim. Weitere Wohnorte waren Roitzheim (13 %) und Stotzheim (12 %), die ein bzw. zwei Kilometer von der Fabrik entfernt liegen, sowie Flamersheim (8 %), Euskirchen (7 %) und Odendorf (6 %), alle etwa vier Kilometer von Kuchenheim. Es war selbstverständlich, daß die auswärtigen Arbeiterinnen und Arbeiter in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts den Weg zur Fabrik zu Fuß zurücklegten. Kaspar Kann (senior) aus Stotzheim lief im Laufe seines rund 40jährigen Arbeitslebens etwa einmal um die Welt. Regelmäßiger Busverkehr existierte erst seit 1921. Eine Bahnfahrt konnte sich die Arbeiterschaft allerdings kaum leisten. Herr Horlach aus Rheinbach benutzte den Zug; da er Kriegsversehrter war, fuhr er wahrscheinlich umsonst. Als im Februar 1923 infolge politischer Unruhen der Bahnverkehr eingestellt wurde, ging er einige Tage die 10 km lange Strecke von Rheinbach nach Kuchenheim zu Fuß, doch bekam er dadurch einen „Krankheitsrückfall“, so daß er die Arbeit aufgeben mußte.¹¹¹

In den 30er Jahren kamen die ersten Beschäftigten, wie der Spinnmeister Wilhelm Engels, mit dem Fahrrad zur Fabrik. Erst in den 50er Jahren wurde es zum wichtigsten Beförderungsmittel der Arbeiterschaft. In den letzten Jahren vor Schließung der Fabrik fuhren fünf Arbei-

Abb. 34: Der Walker Jakob Jungbluth auf seiner „NSU Quickly“ neben seiner Frau, um 1960.



ter mit dem Moped oder Motorrad zur Arbeit. Ein Auto besaß dagegen niemand aus der Belegschaft.

„... einfach nur Fabrikmädchen“

Die Belegschaftsstärke war konjunkturabhängig. Die Zahl der Beschäftigten schwankte im Durchschnitt zwischen 22 und 25, Buchhalter und Bürolehrling eingeschlossen. Ihre Spitzenzeit erlebte die Tuchfabrik Müller im Januar 1918 aufgrund der kriegsbedingten Uniformnachfrage mit 40 Arbeiterinnen und Arbeitern; ihren Tiefpunkt erreichte sie im Juli 1932 auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, als von 16 Arbeitern nur sechs bis acht tätig waren.¹¹²

Die Fluktuation unter den Arbeiterinnen und Arbeitern war hoch. Mehr als die Hälfte blieb nicht länger als ein Jahr, manche traten jedoch wiederholt für kürzere Zeit bei Müller in den Dienst. Daneben gab es auch Stamarbeiter, die zum Teil ihr ganzes Erwerbsleben in der Tuchfabrik Müller verbrachten. Zu ihnen gehörten Hubert Wahls, Spinner und Selfaktorsteller, der von 1896 bis 1942 – unterbrochen von seiner Einberufung im Ersten Weltkrieg – hier arbeitete, und sein Sohn Heinrich Wahls, der als Buchhalter von 1920 bis 1961 bei Müller tätig war.

Während des Ersten Weltkriegs fanden wesentliche Veränderungen statt. Im Juli 1915 teilte das Bezirkskommando in Bonn Ludwig Müller mit, daß sechs seiner Arbeiter eingezogen werden würden, er müsse sich nun um Ersatz kümmern. Daraufhin stellte er ab August 1915 zwei russische Kriegsgefangene ein. Iwan

(Nachname unbekannt) blieb bis Juni 1916, ein anderer Russe, Fritz Lucka, war bis kurz nach Kriegsende in der Krempelei der Tuchfabrik Müller beschäftigt. Für jeden Kriegsgefangenen mußte Ludwig Müller pro Tag 2,50 Mark an die Gemeindeverwaltung für Unterkunft, Verpflegung und Materialkosten bezahlen. Im Dezember 1917 überwies er vom Lohnkonto zusätzlich 20,50 Mark „Überstunden für Fritz“.¹¹³

Gleichzeitig hielt die Frauenarbeit ihren Einzug in die Tuchfabrik Müller. Obgleich die Textilindustrie spätestens seit dem 20. Jahrhundert als typischer Frauenerbeitsplatz gilt, waren in der Tuchfabrik Müller zunächst fast nur Männer beschäftigt. Im Juli 1915 stellte Ludwig Müller aus Mangel an männlichen Arbeitskräften drei bzw. vier Arbeiterinnen ein. Doch griff er zunächst nur widerstrebend auf das weibliche Geschlecht zurück, denn „das Anlernen von Frauen ist sehr zeitraubend“, wie er noch im Mai 1917 dem Bürgermeisteramt mitteilte.¹¹⁴

Laut Bericht vom Juni 1918 waren vier von den mittlerweile 16 Arbeiterinnen in der Tuchfabrik zuvor als Dienstmädchen beschäftigt gewesen, die anderen hatten noch nicht außer Haus gearbeitet. Die meisten waren sehr jung, zwischen 15 und 18 Jahren. Vier Arbeiterinnen hatten einen eigenen Haushalt und beabsichtigten, nach Kriegsende nicht weiter zu arbeiten. Als der Krieg vorüber war, wurden fast alle Frauen entlassen, da sich die Auftragslage wieder verschlechterte. Einzig Maria Zimmer konnte eine gewisse 'Karriere' vorweisen. Von 1920 bis 1930 arbeitete sie als Weberin und wurde nach Akkord bezahlt. In den letzten Jahren lag ihr Lohn nur geringfügig un-

terhalb des Durchschnittslohns der männlichen Weber.

Darüber hinaus erfuhren die Arbeiterinnen eine soziale Abwertung innerhalb der Dorfgemeinschaft: „Wenn die Mädchen in der Fabrik tätig waren, war das dann eben etwas deprimierend, ja die hatten meines Wissens nicht das Ansehen wie die Männer, die Mädchen waren eben einfach nur Fabrikmädchen, die hatten dadurch nicht so den besonderen Ruf im Dorfgeschehen“.¹¹⁵

Der Tätigkeitsbereich der Frauen wurde in den letzten Jahren vor der Betriebschließung immer eingeschränkter. Noch in den Nachkriegsjahren waren sie in der

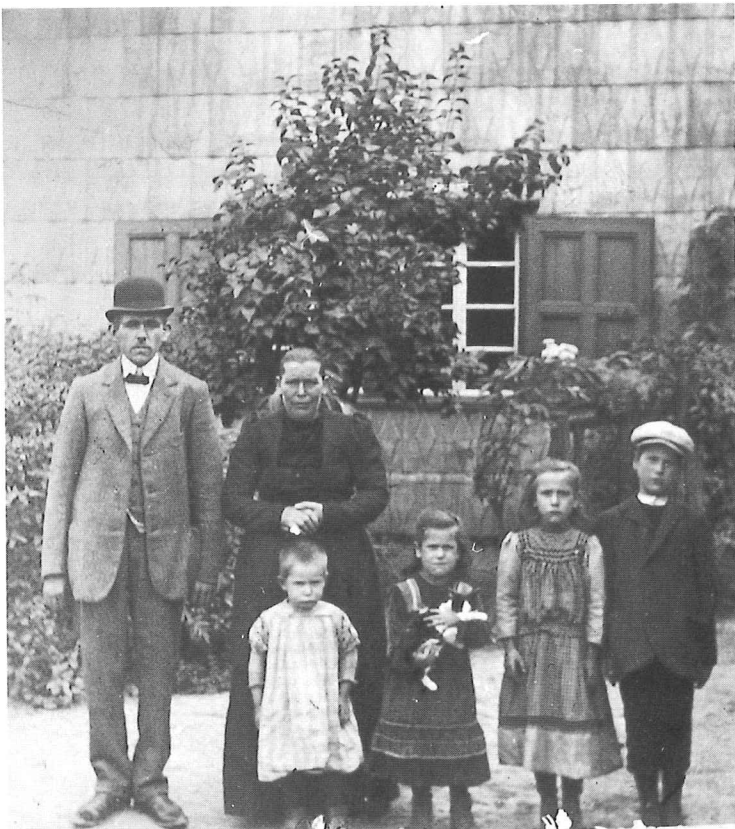
Krempelei und Spinnerei tätig, doch seit 1950 setzte Kurt Müller Frauen nur noch in der Nopperei ein, in der sie die am schlechtesten bezahlte Handarbeit verrichteten: Sie entwirrten Knoten im fertigen Tuch, entfernten Strohreste und übertuschten kleine Farbfehler.

„... für die Feldarbeit beurlaubt“

In der ländlichen Gegend war es selbstverständlich, einen Garten zu besitzen oder zu pachten, um sich mit den Hauptnahrungsmitteln selbst zu versorgen. So hatte bis weit in dieses Jahrhundert hinein jede Familie ein sogenanntes „Pflanzfeld“, in dem Gemüsesorten, Kartoffeln und Erdbeeren angebaut wurden.

Es war durchaus üblich, daß sich einige Belegschaftsmitglieder zur Erntezeit beurlauben ließen, denn bei der langen Arbeitszeit, die 1914 von 7 bis 19 Uhr dauerte, konnten sie auf dem Feld und im Garten gerade das Nötigste erledigen. Auf dem Fabrikgrundstück hatte zeitweise sogar der Heizer, der seinen Dienst schon um 6 Uhr antreten mußte, einen Garten zwischen Erftmühlenbach und Straße. Für die Arbeiterfamilien war das Stück Land oft lebensnotwendig, denn die Löhne waren niedrig. So verdiente der Heizer in der Tuchfabrik Müller im April 1906 am Tag 2,65 Mark, wovon noch die Kranken- und Invalidenversicherung abgezogen werden mußte.¹¹⁶ Im Vergleich dazu betrug in Euskirchen im selben Jahr der Preis für ein 4-Pfund-Brot mindestens 50 Pfennig, ein Pfund Kochgerste 10 Pfennig, ein Pfund Reis 11 Pfennig, ein Pfund grüne Heringe 12 Pfennig, ein Pfund Pferdefleisch 35 Pfennig.¹¹⁷

Abb. 35: Friedrich Stang mit seiner Familie in Sonntagskleidung vor seinem Haus in Wüschheim, um die Zeit des Ersten Weltkriegs. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete er als Walker in der Tuchfabrik Müller.



Die Arbeiterschaft lebte einfach. Heinrich Wahls, dessen Vater als Spinnarbeiter und Spinnmaschinenmonteur zu den 'Besserverdienenden' der Tuchfabrik Müller gehörte, erzählt, daß die Familie vor dem Ersten Weltkrieg bescheiden wohnte. Der Haushalt bestand aus den Eltern, drei Geschwistern, den Großeltern und ihren drei Söhnen. „*Alle in einem Haus, und die Zimmer waren auch klein. Wir mußten – das ging ja nicht anders – mit zwei Mann im Bett (schlafen). Das war anders nicht zu machen.*“¹¹⁸ Die Mutter half in der Landwirtschaft und wusch bei bessergestellten Leuten Wäsche.

Das Pflanzfeld hielt die meisten Familien besonders in Krisenzeiten über Wasser. Gerade in den 20er Jahren, als Ludwig Müller wegen Kohlen- oder Auftragsmangels wiederholt Kurzarbeit ansetzen oder vorübergehend die Fabrik schließen mußte, sicherte der Ertrag aus der Garten- und Feldarbeit das Überleben.

„*Etwas anderes gab es nicht*“

Die Wirtschaftskrise Ende der 20er Jahre wirkte sich auch für die Belegschaft der Tuchfabrik Müller negativ aus: Die Löhne sanken bis 1932 erheblich. Daran änderte sich auch nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten nichts. Die Arbeiterschaft wurde kräftig zur Kasse gebeten, während die Löhne auf dem niedrigen Stand eingefroren blieben. Im Lohnbüro wurden nicht nur die monatlichen Mitgliedsbeiträge der Deutschen Arbeitsfront (der 'Ersatzgewerkschaft') und im Winterhalbjahr die Spenden für das Winterhilfswerk abgezogen, sondern ab 1935 auch eine Bürgersteuer. Während Hubert

Wahls bis August 1932 bei Vollbeschäftigung 139,80 Reichsmark netto im Monat verdiente, waren es im November 1937 nur 118,80 RM¹¹⁹ – das war ein Verlust von 15 %. Die Lebenshaltungskosten stiegen dagegen reichsweit um 2,5 %.¹²⁰

Auch Kaspar Kann (junior) aus Stotzheim erzählt, daß seine Familie ganz einfach lebte, obwohl der Vater als Weber relativ gut verdiente. Sein Wochenlohn betrug 1935 bei Vollbeschäftigung zwischen 30 und 36 RM netto. „*Auf's Brot gab es nur Margarine und Rübenkraut, etwas anderes gab es nicht. Für den Vater wurde abends ein Viertelpfund Fleischwurst geholt.*“¹²¹ Einmal im Mo-



Abb. 36: Kleintierhaltung war weit verbreitet. Josef Klinz betätigte sich in seiner Freizeit auch als Imker, um 1956.



Abb. 37: Erinnerungstreffen ehemaliger Arbeiterinnen und Arbeiter mit dem Ehepaar Müller (2. und 3. von rechts vorn) im Fabrikhof 1989.

nat gönnten sich die Eltern guten Bohnenkaffee, sonst wurde Kornkaffee zubereitet. Sie besaßen nicht viel Land, aber einige Ziegen, so daß es immer genug Milch gab, aus der die Mutter selbst Käse herstellte. Einen kleinen Luxus leistete sich der Vater jedoch, indem er sich mittags das Essen kommen ließ. Die meisten Auswärtigen brachten sich ihr „Mittchen“ (Mittagessen) vom Vortag mit, das der Heizer für sie auf dem Heizkessel aufwärmte. Frau Resch in Stotzheim hatte jedoch einen besonderen 'Essenservice' eingerichtet. Sie fuhr mit ihrem Heuwägelchen am späten Vormittag nach Ku-

chenheim, um den Arbeitern von Müller und Koenen ihr ofenwarmes Mittagessen zu bringen, das die Frauen am Vormittag gekocht hatten. Pro Person bekam sie circa 50 Pfennig in der Woche.¹²²

Während die Versorgung im Krieg noch weitgehend geregelt war, stand in der Nachkriegszeit die Selbstversorgung wieder an erster Stelle. Kaspar Kann berichtet, daß er als Jugendlicher nachts mitunter Kartoffeln von den Feldern klaubte. „In der Zeit wurde viel gemagelt.“ In der Tuchfabrik Müller steckten die Arbeiterinnen und Arbeiter häufig Garnspulen ein, um sie in der Eifel zu verkaufen. Eine

Frau wurde von Herrn Müller erwischt, worauf er sie fristlos entließ; die anderen stahlen zwar ebenfalls, waren jedoch geschickter.¹²³

Die soziale Lage veränderte sich nur langsam, und die Freizeitvergnügungen waren bescheiden. Ein Besuch in einer Wirtschaft galt als Ausnahme. Am Vereinsleben nahmen allerdings auch einige Arbeiter aktiv teil. Die Jüngeren waren in verschiedenen Sportvereinen, Kaspar Kann sang im Männergesangverein „Rütli“, der Buchhalter Wahls und der Ketttschärer Küpper gehörten dem Schützenverein an. Freizeitaktivitäten blieben auf das Wochenende beschränkt. *„In der Woche Kegeln gehen oder Skat spielen, das war ja nicht drin“*, berichtet Peter Klinz. *„Bei normaler Arbeitszeit von Viertel vor sieben bis abends halb sechs waren Sie froh, wenn Sie nach Hause gehen konnten. ... Dann ging jeder noch ein bißchen, wenn es noch hell war, und machte seine Gartenarbeit. Das war dann der Tageslauf, dann gingen Sie schon wieder zu Bett.“*¹²⁴

- 86 Georg Linder: *Spinnerei und Weberei. Karlsruhe/Leipzig o.J. (um 1900)*, S. 144.
- 87 Interview Peter Klinz, Nr. 3.
- 88 Interview Wilfried Schumacher, Nr. 1.
- 89 Interview Peter Klinz., Nr. 1.
- 90 *Textil-Industrie* 9, 1906, S. 22.
- 91 Cl. Sustmann: *Die Grenzen der Wirtschaftlichkeit zwischen Streichgarnselfaktor und Ringspinnmaschine*, in: *Textil Praxis* 11/1950, S. 693-696, hier S. 693.
- 92 Interview Irmgrund Heiliger, Nr. 1.
- 93 Wolfhard Weber: *Arbeitssicherheit. Historische Beispiele – aktuelle Analysen. Hamburg 1988 (Kulturgeschichte der Naturwissenschaften und Technik)*, S. 65.
- 94 *FATM Fa* 385, S. 275; 746; 760.
- 95 Interview Maria Heinrichs, Nr. 3.
- 96 Interview Maria Heinrichs, Nr. 3.
- 97 Wolfram Wassermann: *Arbeitsgestaltung als Gegenstand gewerkschaftlicher Politik. Zur Soziologie der Arbeitsplatzgestaltung am Beispiel der Textil- und Bekleidungsindustrie. Bonn 1985*, S. 122.
- 98 Interview Franziska Tolekmit, Nr. 1.
- 99 Interview Maria Heinrichs, Nr. 1.
- 100 Interview Hildegard Schmaul, Nr. 1.
- 101 Interview Franziska Tolekmit, Nr. 1.
- 102 Interview Maria Heinrichs, Nr. 3.
- 103 Interview Maria Heinrichs, Nr. 1.
- 104 Interview Christine Küpper
- 105 Interview Peter Klinz, Nr. 7.
- 106 Interview Peter Klinz, Nr. 7.
- 107 Interview Peter Klinz, Nr. 1.
- 108 Interview Heinrich Carls, Nr. 1.
- 109 Interview Wilfried Schumacher, Nr. 1.
- 110 Circa 500 Arbeiterinnen und Arbeiter, die von 1894 bis 1961 in der Tuchfabrik Müller arbeiteten, sind namentlich bekannt. Die Angaben entstammen einer vom Museum angelegten Liste mit Namen und Dauer des Arbeitsverhältnisses, zum Teil sind auch Angaben zum Wohnort und Tätigkeitsfeld enthalten. Die Daten sind aus unterschiedlichen Akten zusammengetragen, hauptsächlich aus Lohnbüchern und An- oder Abmeldungen zur Krankenkasse. Viele Details und anschauliche Einblicke bieten auch die Interviews mit den ehemaligen Beschäftigten.
- 111 *FATM, Fa* 373
- 112 *FATM, Fa* 177/Ko 117
- 113 *FATM, Fa* 256
- 114 *FATM, Fa* 360
- 115 Interview Heinrich Winter.
- 116 *FATM, Fa* 178
- 117 Nach verschiedenen Anzeigen von Lebensmittelgeschäften in der *Euskirchener Zeitung* 1906.
- 118 Interview Heinrich Wahls 2.
- 119 *FATM, Ko* 116, 115
- 120 D. Petzina, W. Abelshäuser, A. Faust: *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch III, Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914-1945*, München 1978, S. 107.
- 121 Interview Kaspar Kann 1.
- 122 *FATM, Ko* 116. Die Schwankungen erklären sich durch die Akkordarbeit.
- 123 Gespräch mit Kaspar Kann 10.3.95.
- 124 Interview Peter Klinz 7.